

*Enkelfähig-Preis der Studienstiftung**„Nachhaltig-fair-unternehmerisch –passt das zusammen und, wenn ja, wie?“***Wer im Glashaus sitzt:
Welche Brüche wir für echte Nachhaltigkeit reparieren müssen***Damals war alles schlechter.*

Was für die meisten wie ein inkorrektes Sprichwort klingen mag, war für mich als Ostkind ein omnipräsentes Mantra. Auch heute begegnet es mir noch häufig: In einem Schwung wird mit allen Aspekten und Umständen abgerechnet, die den Alltag meiner Familie bis 1989 geprägt haben. Doch diese schwarz-weiße Dichotomie, die auch heute noch so oft gezeichnet wird, wurde während meiner Kindheit von den Geschichten meiner Oma, Mutter und Tante bunt eingefärbt. Sicher, in ihren Erzählungen kamen auch Filzstifte vor, für die das Geld nicht reichte. Tropische Obstsorten, deren Farben und Formen erst Jahre später mit einem Geschmack gekoppelt wurden. Reiseberichte, die mir das immense Privileg meines heutigen Radius vor Augen führten. Aber als Mädchen und dann junge Frau verfangen sich bei mir auch diverse andere Aspekte: Nachhaltigkeit. Solidarität. Gleichberechtigung. Interessanterweise teils genau die Werte, denen wir heutzutage auf Start-Up-Messen, in Strategiepapieren der Bundesregierung und in Studienergebnissen für nachhaltige Entwicklung begegnen.

In einer der oben genannten Geschichten spielte ein Material die Hauptrolle, von dem wir tagtäglich umgeben sind: Glas. Glas, wie es heutzutage nur noch in Museen, auf Flohmärkten oder als jahrzehntealte Exemplare in vereinzelt Bars ostdeutscher Bundesländer zu finden ist. Glas, das - im Stil des Nokia 3310 - dazu gemacht war, etwaige Malheure im hektischen Barbetrieb oder beim ausgelassenen Essen mit Freund*innen und Familie zu überstehen. Glas, das seinem Namen alle Ehre machte: Nachdem das Team um Wissenschaftler Dieter Patzig 1977 das Patent für „Superfest“ anmeldete, hielt das beständige Trinkglas in vielfältiger Form Einzug in den Tagesgebrauch von DDR-Bürger*innen. Angetrieben von Ressourcenmangel und inspiriert von der Entwicklung neuer Produktionsverfahren setzten sich die Wissenschaftler*innen das Ziel, die Lebensdauer eines gewöhnlichen Glases um das Fünffache zu steigern. Sie sollten die eigenen Erwartungen übertreffen: Katzensgleich sind „Superfest“-Gläser rund 15 Mal beständiger als herkömmlich produzierte Exemplare. Im Rückblick lässt sich zweifellos sagen: Diese Entwicklung war ein idealer Nexus zwischen Nachhaltigkeit,

bedarfsorientierter Produktion und Innovation. Umso absurder ist die Tatsache, dass sich die Gläser mittlerweile nur noch als Rarität unter Sammler*innen enormer Beliebtheit erfreuen.

Das Verfahren, mittels dessen ein „Superfest“-Glas hergestellt wurde, kann beinahe als ein Sinnbild der damaligen Zeit verstanden werden. Rund 110 Millionen Mal tauschten in den 1980er und 90er-Jahren kleinere Natriumionen den Platz mit größeren Kaliumionen, um die Glaswände widerstandsfähiger und robuster zu machen. Wenn man es sich bildlich vorstellt, wurden während des Vorgangs im Kaliumnitratbad voneinander distanzierte Ionen mit solchen ausgetauscht, die aufgrund ihrer Größe nach dem Abkühlen enger zusammenrücken mussten. Starke Banden waren in diesem energiesparenden Prozess essentiell.

Damals war alles schlechter.

Wenn ich diesen Satz höre, habe ich die differenzierten Aussagen meiner Oma im Ohr: „Natürlich ist es nach wie vor wichtig, die undemokratischen Aspekte des DDR-Systems konstruktiv zu kritisieren. Aber hatte ich eine gute Kindheit? Auf jeden Fall. Vermisse ich Dinge von damals in meinem Alltag? Absolut.“ Sie hat mir beigebracht, von binären Gegenüberstellungen abzusehen und stattdessen kritisch zu hinterfragen, wieso bestimmte Ideen ausgemerzt und andere als Allheilmittel verkauft werden. Das „wiedervereinigte“ Deutschland nach 1989 war alles andere als offen gegenüber ostdeutschen Unternehmen und den teils sehr schlaun Köpfen, die dahinter steckten. Das Prinzip der Marktwirtschaft machte Produktionen dem Erdboden gleich, die einen generationsübergreifenden Mehrwert für unsere Gesellschaft hätten darstellen können. Seien wir ehrlich: Wie oft können heutzutage Verbrauchsgegenstände wie Trinkgläser weitervererbt werden? Doch das Ende des Kalten Kriegs bedeutete auch das Produktionsende der „Superfest“-Gläser. Nur ein paar Kilometer nördlich von meiner Heimatstadt, Dresden, standen die Bänder im Glaswerk Schwepnitz nun still. Zwei Jahre später verfiel auch das DDR-Patent. Die politische Wende läutete zweifelsohne auch eine Abkehr von langlebigen Produkten ein, die nicht mit kapitalistischer Konsumkultur kompatibel waren.

Mehr als dreißig Jahre später, im Jahr 2023, sehen sich Menschen rund um den Globus erneut mit akuten Formen der Ressourcenknappheit konfrontiert. Familien können sich im Supermarkt zunehmend weniger leisten, Lieferketten sind monatelang unterbrochen und nicht wenige sehen sich dazu gezwungen, in kalten Wohnungen auszuharren. Krisen überlagern sich, auf Kosten unseres Planeten und derjenigen, die aufgrund von intersektionaler Diskriminierung, ungleichen Handelsbeziehungen oder schlichtweg ihres Wohnorts stets die schwerste Last

schultern müssen. Angesichts dieser Not liegt die Frage nicht fern, für wen genau unser globales Wirtschaftssystem arbeitet. Erst kürzlich veröffentlichte die Organisation Oxfam ihren jährlichen Bericht zur wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich. Daten der Weltbank zufolge erleben wir aktuell die größte Zunahme globaler Ungleichheiten und Armut seit dem Zweiten Weltkrieg. Währenddessen leben die obersten ein Prozent weiterhin in Überfluss und kärgliche Investitionen in zukunftsweisende Sektoren wie Bildung, Gesundheit und soziale Sicherung versickern im Boden.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass Ressourcenknappheit nicht die Quelle allen Übels ist. Sie ist fatal, wenn sie diejenigen zum Sparen zwingt, die sowieso schon ums Überleben kämpfen. Sie kann aber auch dazu anregen, kreativ und erfindungsreich nachhaltige Lösungen zu entwickeln. Gleichzeitig wissen wir, dass Krisen allein nicht zu konsequentem und langfristigem Umdenken anregen. Diesen Wandel müssen wir - und mit mir meine ich insbesondere die jungen Menschen, die eine vom aktuellen Wirtschaftssystem erschöpfte Welt erben werden - uns aktiv einfordern. Impulse gibt es zuhauf: Der Umweltökonom Troy Vettese plädiert dafür, unser Wirtschaftssystem grundlegend zu demokratisieren, um die unverhältnismäßige Ausbeutung der natürlichen Ressourcen unseres Planeten zu stoppen. Wirtschaftsanthropolog*innen wie Jason Hickel zeigen wiederholt auf, dass sich Sparsamkeit und Innovation nicht gegenseitig ausschließen müssen, sondern nutzbringend sein können. Inspirierende Vordenker*innen wie Dr. Vandana Shiva führen uns seit Jahrzehnten vor Augen, dass eine Obsession mit wirtschaftlichem Wachstum nur um des Wachstums willen niemals nachhaltig sein kann. Sprechen wir davon, eine enkelfähige Welt kreieren zu wollen, müssen wir uns diesen Wahrheiten stellen.

Damals war alles schlechter.

Es stimmt: Weder das Unternehmen, noch das Land, in dem die „Superfest“-Gläser produziert wurden, haben überdauert. Doch ich bin davon überzeugt, dass ihre symbolische Bedeutung sehr wohl überlebt hat. Mehr noch: Ich bin der Meinung, dass wir sie aktuell auch in die Mindsets von Unternehmer*innen zurückkehren sehen. Dieser Text verfolgt nicht das Ziel, bestimmte historische Epochen zu beschönigen oder zu glorifizieren. Ganz im Gegenteil: Es ist eine Aufforderung, diese Art der temporären Hierarchisierung an den Stellen abzulehnen, wo sie uns offensichtlich davon abhält, kluge Ideen weiterzudenken. Wo auch immer Entscheidungen im Namen des „Fortschritts“ getroffen werden, müssen wir uns fragen, wie genau wir Fortschritt definieren und wem genau er dient. Und es überrascht mich immer wieder, dass ein System, das kontinuierlich sich überlagernde Krisen hervorbringt und nicht

fähig ist, die daraus resultierenden desaströsen Folgen für die Bevölkerung abzufedern, nach wie vor das gängige Maß für diesen Begriff zu sein scheint. Die Autorin und Theoretikerin Ariella Aïsha Azoulay bringt es in ihrem Buch „Potential History“ auf den Punkt: Eine undifferenzierte Ablehnung alles Vergangenen beweist weder Demut noch Weitsicht, sondern konstituiert sich immer in einer gewaltvollen und alles andere als nachhaltigen Art des “moving on“, bei der die meisten Menschen zurückgelassen werden.

Eine nachhaltige, faire und enkelfähige Welt ist zum jetzigen Zeitpunkt eine reine Utopie. Doch Utopien und Träume sind essentiell, denn ohne sie steuern wir in eine Zukunft, die für die meisten Menschen auf unserem Planeten den Namen nicht verdient. Also höre auch ich nicht auf zu träumen: Ich träume von einer Wirtschaft, die sich an tatsächlichen Bedürfnissen orientiert und zum Ziel hat, lebenswerte Konditionen für alle zu schaffen. Ich träume von einer Wirtschaft, die Innovationen hervorbringt, welche auf Wohlergehen statt auf das Anhäufen von Reichtum abzielen. Ich träume von einer Wirtschaft, die junge Menschen nach Ende ihrer Ausbildung nicht in Panik versetzt, sondern Sicherheitsnetze knüpft. Auch Unternehmer*innen haben dazu ihren Beitrag zu leisten - die Verantwortung zum Handeln tragen wir alle. Doch die Zeit zum Handeln ist jetzt. Denn während wir debattieren, bekommen Menschen rund um die Welt bereits die kurz- und langfristigen Folgen des ausbeuterischen und profitorientierten Systems unterschiedlich stark zu spüren.

Wir haben einige Risse zu flicken. In einem im Umbruch begriffenen politischen Klima müssen wir sicherstellen, dass demokratische Werte wie Nachhaltigkeit, Solidarität und Gleichberechtigung stets im Zentrum unseres Handelns stehen.